

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 12 (1936-1937)
Heft: 5

Artikel: Reisläufer : die unrühmliche Spanienfahrt von zwei jungen Schweizern
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066195>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

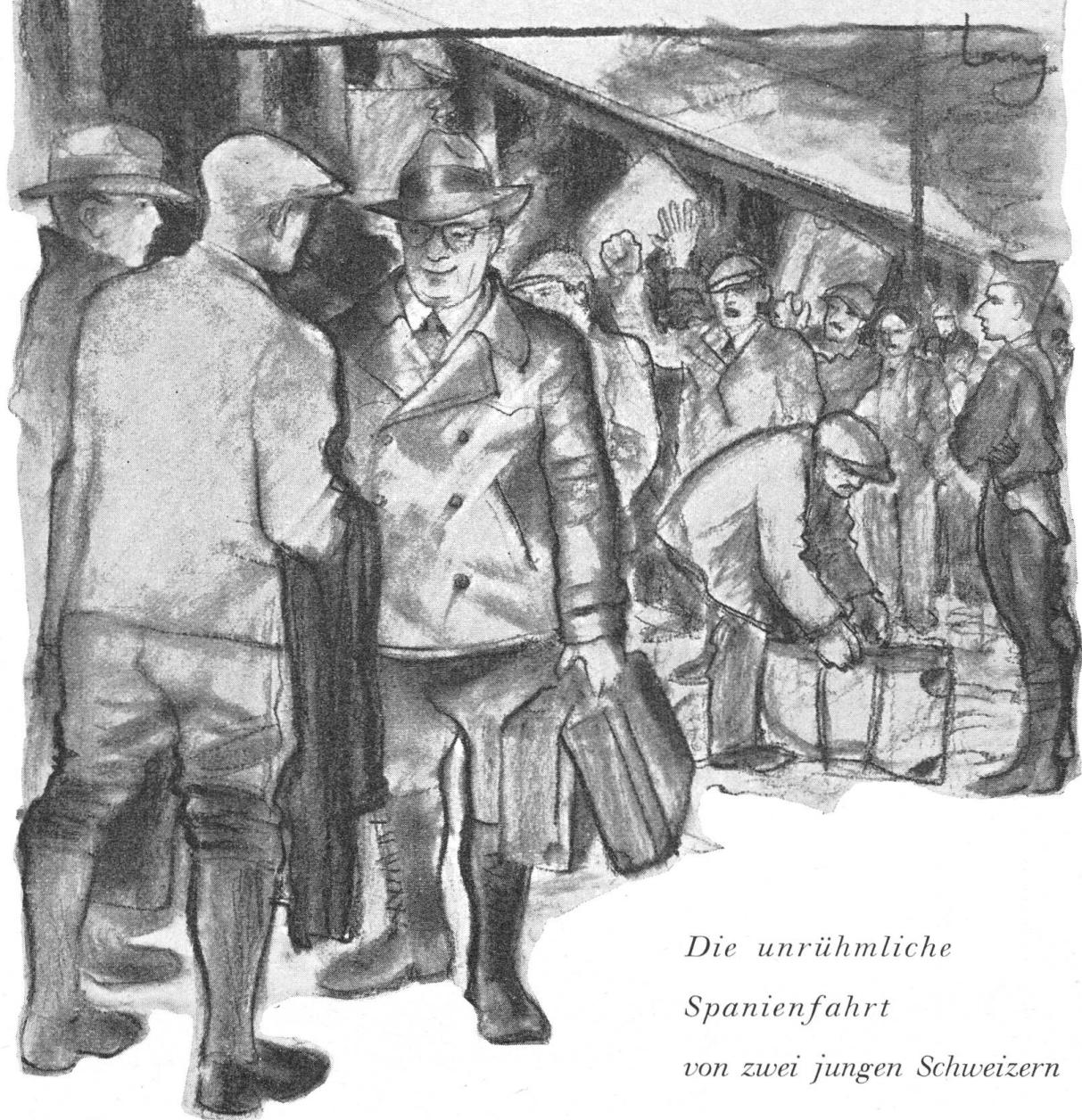
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

REISLÄUFER



*Die unrühmliche
Spanienfahrt
von zwei jungen Schweizern*

Illustration
von H. Lang

Die nachfolgenden Schilderungen zeigen einen kleinen Ausschnitt aus dem fürchterlichen Geschehen, das sich auf dem

Boden und auf die Kosten eines grossen, alten Kulturvolkes abspielt. Wir sind überzeugt, dass die Erlebnisse unsere Le-

ser sehr interessieren werden, trotzdem die Ereignisse gewissermassen aus der Froschperspektive dargestellt sind und der Verfasser eine jener fragwürdigen Gestalten ist, deren Treiben unsren herzlichen Abscheu erregt.

Richtung: Spanien

Am 3. Dezember des letzten Jahres, gerade an meinem 26. Geburtstag, fuhren wir mit dem Genfer Schnellzug nachmittags halb Vier vom Zürcher Hauptbahnhof ab. Wir, das heisst ich und mein Freund und Kuli Franz, mit dem ich schon manche Sache gedreht habe. Es war uns eben wieder ein Geschäft missglückt, und ich sagte mir: « Jetzt muss etwas Zünftiges passieren, sonst hat das Leben überhaupt keinen Sinn mehr. » Deshalb beschlossen wir, ein Land aufzusuchen, von dem wir bestimmt wussten, dass dort etwas los war: Spanien.

Wir fuhren 3. Klasse. Während der Nacht bin ich deshalb in den Gepäckträger hinaufgeklettert und habe mich mit Riemen um den Bauch festgebunden. Das mache ich immer so, wenn ich nachts Eisenbahn fahre. Anders kann ich nicht schlafen. Der Franz ist nur in die Ecke gesessen und schon eingeschlafen. Der kann das, der hockt nur hin, nickt ein und schlafst wunderbar.

Unser Zug fuhr von Genf direkt nach Narbonne, einer Stadt, die zirka 100 Kilometer von der spanischen Grenze entfernt liegt, aber unser Billett ging nur nach Cette.

Als der Zug in Cette hielt, regnete es draussen so gottsträflich, dass ich dem Franz sagte: « Du, hier bringen mich keine zwanzig Pferde hinaus. Weisst du was, wir fahren gleich weiter und tun, als ob wir uns verschlafen hätten. »

Das hat dem Franz ausgezeichnet gepasst, denn er war sowieso noch nicht ganz wach.

In Narbonne gingen wir ins Buffet, in der Hoffnung, dadurch bei Gelegenheit ohne Billettkontrolle auf der Perronsperrre durchkommen zu können.

Wie wir da bei einem Café complet sassen, setzte sich eine Truppe von zwölf Elsässern zu uns. Sie machten einen solchen Spektakel, dass wir sofort merkten: das sind solche, welche dem Franco den Garaus machen wollen. Sie bestellten nur leere Kaffeegläser. Dann kamen vier Flaschen Schnaps auf den Tisch, die wurden in die Kaffeegläser gegossen, und das Ganze gurgelten sie hinunter so wie wir unseren Kaffee.

Ein Elsässer rief uns zu: « Wo geht Ihr ane? »

Ich: « He, hinunter nach Spanien » und machte eine Faust.

« Habt Ihr ein Billett? »

« Nein, bis jetzt noch nicht. »

« Gut, dann kommt gerade mit uns. »

Die Brüder waren internationale Freiwillige, welche im Elsass von der Volksfront angeworben worden waren. Sie hatten selbstverständlich entsprechende Ausweisschriften auf sich und verlangten auch die unsren zu sehen. Sie fragten uns, ob wir von der Werbungszentrale in Lausanne kämen.

Der Franz erbleichte. « Oha », sagte er, « jetzt ist der Zapfen ab. »

Ich aber war nicht faul und erzählte ein schönes Märchen: Wir seien unserer fünf gewesen und hätten Empfehlungsbriefe von der kommunistischen Partei gehabt. An der Schweizergrenze seien drei von uns geschnappt worden, deshalb seien wir zwei zurück, hätten unsere Mitgliederbüchlein der K. P. und die Empfehlungsschreiben verschwinden lassen und seien auf eigene Faust über die Grenze.

Das hat unser Ansehen bei den Elsässern sehr gehoben, und wir wurden als Helden gefeiert. Die Elsässer erzählten, sie seien sechzehn Freiwillige gewesen und hätten in Belfort den ganzen Speisewagen besetzt und zusammen 65 Flaschen ausgeöhlt. Auf der Fahrt seien sie dann wegen Beleidigung anderer Personen beinahe zum Zug hinausgeworfen worden. Vier habe der Bahnhofvorstand in Lyon wirklich hinausschmeissen lassen, deshalb seien sie jetzt nur noch zwölf. Auch un-

sere Kaffeegläser wurden mit Schnaps gefüllt.

Der Onkel aus Wien

Auf einmal trat ein schmissig aussehender Herr in einer Lederjacke auf uns zu und frug im Wiener Dialekt: « Na, Jungens, wo wollt ihr denn hin? »

Ich: « Nach Barcelona. »

Er: « Na, wir werden den Kiebitz schon erwischen! »

Ich: « Welchen Kiebitz denn? »

Er: « Den Franco, denk ich. »

Auch er verlangte unsere Empfehlungsschreiben zu sehen, und wir banden ihm den gleichen Bären auf.

Dieser Wiener machte uns einen so schmissigen Eindruck, dass wir uns ihm und nicht den Elsässern auf der Fahrt nach Perpignan anschlossen. Er erzählte uns, er sei früher zwei Jahre in Zürich gewesen und habe überhaupt viel für die Schweiz gearbeitet. Er zeigte uns einen Brief, woraus ersichtlich war, dass er einer bekannten Schweizer Grossfirma einmal 86 Waggons Pfirsiche verkauft hatte.

Ich: « Also, du gehst jetzt an die Front? » (Unter Kollegen ist man sofort per Du.)

Er: « An die Front! Mensch, wo denkst du hin, in meinem Alter! »

Ich: « Wie alt bist du denn? »

Er: « 54. »

Unser Freund war offenbar mit allen Wassern gewaschen. Er wusste über jedes Land Bescheid. In Belgien war er wegen kommunistischer Umtriebe vierzehnmal an die Grenze gestellt worden. In der Schweiz kannte er die Namen der kommunistischen Führer besser als ich. Zuletzt war er in Lyon gewesen. Dort hatte man ihm gesagt, er habe Aussichten, als Gemüseeinkäufer für die Volksfront anzukommen. Von Beruf sei er eigentlich Mathematiker, Mittelschullehrer.

Mittlerweile setzte sich ein Elsässer zu uns und frug, ob wir in der Schweiz Militärdienst gemacht hätten. Wie ich sagte, ja, bei den Haubitzen, meinte er:

« Das ist gut, das ist weniger gefährlich als im Schützengraben. Man hat wenigstens immer noch ein Pferd zum Davonrennen. »

Er berichtete, er sei Slowake, hätte den Krieg mitgemacht, sei dann zu den Italienern übergetreten, von dort aber wieder desertiert und zur deutschen Armee gestossen.

In Perpignan wurden die zwölf Elsässer im Spital verpflegt. Wir wollten uns ihnen anschliessen, der Wiener aber meinte: « Jungens, wenn ihr mit mir kommt, seid ihr heute Abend noch in Barcelona. »

Wir waren inzwischen ganz intim geworden. Er nannte mich Sohn und ich ihn « Onkel ».

Der Onkel besass die Adresse eines italienischen Kommunisten in Perpignan, Basotti. Dieser nahm uns ins Verhör und wir erzählten wieder das faule Märchen, wie die beiden heldenhaften Schweizer unter grössten Schwierigkeiten die Grenze überschritten hatten. Der Italiener hatte seine helle Freude an uns und frug uns, ob wir schon gegessen und getrunken hätten und ob wir noch Mittel besässen. Der Wiener wusste, dass wir mehr als 250 Schweizerfranken besassen, war aber ganz auf der Höhe der Situation und sagte: « Nein, sie haben nichts mehr, sie sind total ausgehungert. »

Da griff der Italiener in eine Kasse und gab jedem von uns 30 Franken.

Wir fuhren weiter nach Cerbère, der letzten Station in Frankreich, wo die französischen Behörden den Ausreisestempel in unsren Pässen anbrachten.

Schwarz über die Grenze

Zwischen Cerbère und Port-Bou ist ein Tunnel, ungefähr in der Länge des Örlikoner Tunnels. Kaum war der Zug im Bahnhof von Port-Bou eingefahren, sah man grosse Trupps von Männern aus dem Tunnel herauskommen. Zwischen den Zügen wird der Tunnel von Freiwilligen benutzt, welche auf diese Weise die

Grenze traversieren. Die Spanier lassen alle herein, aber keinen hinaus.

Im spanischen Passbureau war einer, der so aussah, als wäre er der Dimitroff in eigener Person. Ein Kerl, so dick, dass er nicht einmal seine Hose zuknöpfen konnte. Er war bewaffnet bis an die Zähne; er hatte zwei mächtige Patronengürtel und zwei Revolver umgehängt.

Das Grenzübertrittsmärchen brauchten wir gar nicht mehr zu erzählen, das tat unser Wiener.

Im Bahnhof wurde eine Zählung aller Freiwilligen vorgenommen, sie ergab 420 Mann. Dann ging die Fahrt weiter nach Barcelona.

Je näher wir dem Ziel kamen, um so unruhiger wurde der Franz. Immer wieder sagte er: «Jetzt geht dann der Zapfen ab, jetzt geht dann der Zapfen doch ab.»

Ich lachte nur und meinte: « Nur keine Angst. Ich sorge schon dafür, dass wir nicht eingereiht werden. »

In Barcelona suchte ich sofort eine Möglichkeit, abzuschwirren. Alles war aber durch die spanische Miliz abgesperrt. Einer nach dem andern musste ein Bureau passieren und seine Empfehlungsschreiben visieren lassen.

Der Franz schlotterte, und auch mir wurde etwas unheimlich. Da fiel mein Blick auf eine Anschrift « Cambio » (Wechselstube). Sofort ging ich auf dieses Bureau los und liess dort 100 französische Franken wechseln. Dafür bekam ich 64 Peseten. Der Bankier hatte kein Kleingeld und hiess uns mitkommen zum Billetschalter, der bereits ausserhalb der Sperre lag. Ein Milizsoldat begleitete uns. Während nun der Bankier am Schalter wechselte und der Soldat ihm zuschaute, nahmen wir den Blinden.

Auf einmal standen wir mitten in der Hauptstrasse. Der Wiener Onkel, der auch mitgekommen war, gab mir eine freundschaftliche Ohrfeige und sagte: « Du bist ja ein tadelloses Luder, das hast du fein gemacht. »

Ich sagte nur: « Jetzt nichts wie los in einen Taxi. »

Nach einer Stunde waren wir be-

reits im « Hotel de la Paix » eingelogen. Das Zimmer mit Bad kostete vier Peseten.

Wie wir nun gemütlich auf der Chaiselongue lagen, frug der Wiener Onkel: « Jetzt sagt einmal aufrichtig: Seid ihr hierher gekommen, um an die Front zu gehen? »

Ich stand auf, nahm Achtungstellung an, klopfte die Absätze zusammen, machte eine Faust und sagte: « *Das* ist unsere Front, so habe ich mir die Sache vorgestellt. »

Etappenkrieger

Am nächsten Morgen blieben wir bis 9 Uhr in den Federn. Der Wiener Onkel sagte, er gehe jetzt mit seinen Empfehlungsschreiben los, um sich einen Posten zu suchen. Wenn er gut untergebracht sei, wolle er dann auch für uns sorgen.

Wir wünschten ihm Glück und spazierten zum Hafen hinunter. Da wurden eben Zementsäcke ausgeladen. Ein Arbeiter frug uns, ob wir Arbeit suchten, und wir wagten nicht, nein zu sagen und wurden sofort engagiert. Wie überall in Barcelona, war um 3 Uhr Feierabend. Jeder von uns erhielt 35 Peseten Taglohn. Dafür kann man dort 14 Tage leben, kostet doch ein gutes Nachtessen kaum eine Peseta.

Nach dem Essen besuchten wir eine Weinkellerei und tranken, bis wir ziemlich hoch hatten. Ein spanischer Artilleriehauptmann betrat das Lokal. Wir nahmen Achtungstellung an, machten eine Faust und riefen: « Salü Kapitän. » Der Offizier freundete sich mit uns an und sagte, er wolle uns etwas zeigen, was wir noch nie gesehen hätten, eine grandiose Sache. Wir gingen mit und erlebten eine Offiziersorgie mit Wein, Weibern und Gesang in so grossem Stil, wie ich sie tatsächlich noch nie erlebt habe. Die Offiziere hatten Geld wie Heu, alles neue Noten.

Einer zeichnete auf eine schwarze Tafel mit Kreide eine Karikatur von Franco und schrieb darunter « Franco el bandit ». Daraufhin wurde das Bild mit

dem ganzen Geschirr, das sich auf dem Tisch befand, bombardiert. Teller, Gläser, Messer, Gabeln, alles diente als Wurfgeschoss. Ein Offizier brachte eine Suppenschüssel aus der Küche und schmetterte sie unter grossem Beifall mitten auf die Nase von Franco. Ich selbst schmiss ein grosses Wasserglas und eine Weinflasche hin.

Wie wir ins Hotel zurückkamen, erfuhren wir, dass uns der Wiener Onkel seine Adresse hinterlassen hatte: « Artilleriekaserne F. A. I. » (Spanischer Anarchistenbund). Er empfing uns im Korridor in gemütlichster Stimmung mit den Worten: « Jungens, ich bin bereits avanciert. » Dann führte er uns zu einer Tür, worauf stand « Komitee ». Er nahm Platz hinter einem Pult und rief: « Hier ist die Front, an der ich in Spanien gross werde. »

Am andern Tag trafen wir uns wieder. Da war er bereits zum Adjudanten des Kommandanten der italienischen Kolonne der Internationalen Brigade avanciert. Er meinte, wenn er noch einen Monat da sei, so sei er General.

Nachdem wir den ganzen Tag mit ihm herumgesumpft waren, rief er plötzlich: « Jetzt werde ich etwas für euch tun. »

Betrunkener wie er war, schwankte er zur Kanzlei, nahm eine vorgedruckte Karte, schrieb unsere Namen hinein und drückte fünf Stempel darauf. Dieser Ausweis bezeugte, dass wir hohe Funktionäre der kommunistischen Partei seien und gab uns das Recht, Gratiseinkäufe zu machen, gratis Eisenbahn zu fahren, gratis zu essen und zu schlafen. Allerdings riet er uns, davon nur im Notfalle Gebrauch zu machen.

Seinen Vorgesetzten, den Kommandanten, der die Aufgabe hatte, die Italiener, die sich für die Front meldet hatten, zu verpflegen und einzukleiden, bekamen wir erst am andern Tag zu sehen. Er kam gerade halb beschwipst nach Hause und machte einen Mordskrach, weil ihm ein französischer Milizsoldat das Auto gestohlen hatte. Er gab dem

Wiener den Befehl, ein neues Auto zu stehlen, was dieser dann auch besorgte. Es stehen dort nämlich die schönsten Wagen herum, die meisten sind allerdings defekt, sie haben zum Beispiel keine Pneus mehr.

Da es schon spät am Abend war, lud uns der Kommandant ein, in der Kaserne zu schlafen, wo die Internationalen in 14 Schlafsälen à 60 Betten untergebracht waren. Trotzdem in unserem Schlafsaal nur 15 Mann waren, ging es darin wie in einem Taubenschlag zu. Zu jeder Stunde der Nacht kamen Betrunkenen nach Hause. Da waren zum Beispiel zwei ehemalige französische Fremdenlegionäre, die erschienen erst morgens um 5 Uhr und zählten ihr Geld. Sie hatten sich dadurch eine Einnahme verschafft, dass sie den Dirnen, welche heimkamen, aufpassten und ihnen das Geld abnahmen. Später schloss sich ihnen ein Tscheche an, den sie anlernten.

Einfachheitshalber machten wir von nun an die Kaserne zu unserem Standquartier.

Wir hatten dem Kommandanten angegeben, wir seien gekommen, um für die Rote Front zu kämpfen, und eines Tages teilte er uns mit, in zwei Tagen gehe der nächste Transport an die Front ab. Der Franz fing wieder an zu jammern: « Jetzt geht dann der Zapfen ab. »

Ich fing deshalb beim Essen plötzlich an zu simulieren, ich könne nicht mehr schlucken. Der Kommandant gab uns einen Ausweis zur Behandlung in einem Militärspital. Unterdessen wurden unsere Schlafkameraden eingekleidet und waren bereit zum Abmarsch. Ich hatte vorgegeben, ich müsse gerade an diesem Abend operiert werden. So begnügten wir uns damit, am Abschiedstrunk teilzunehmen. Die Internationalen waren in Uniform, der Franz und ich natürlich ohne. Waffen erhalten die Soldaten erst an der Front und auch dort erst, wenn andere Kameraden gefallen sind, weil Waffenmangel herrscht.

Vor der Abfahrt erschienen noch zwei dicke Russen, deren Uniformen von

Orden und Kordeln strotzten, und hielten eine Ansprache auf französisch und italienisch.

Unser Kampfgebiet blieb also Barcelona.

Geschäfte ohne Spesen

Bald bot sich Gelegenheit zur Betätigung. Im Kasernenhof spazierten mehr als 200 Maulesel herum, welche die Brotresten frasssen, die ihnen hingeworfen wurden. Eines Tages nahm ich einen der schon erwähnten ältern Franzosenlegionäre auf die Seite und sagte zu ihm:

« Du, wir könnten eigentlich ein paar von diesen Mauleseln verkaufen. »

« Erst noch », meinte dieser, ging hinunter und spazierte mit einem der Tiere zum Hof hinaus. Das beobachteten ein paar Kollegen, und unser sieben begleiteten den Esel zum nächsten Pferdemetzger. Einer der Spanisch konnte, ging hinein, um zu unterhandeln. Nach zwei Minuten erschien er wieder und winkte: « Sofort hereinführen! » Der Esel wurde in den Hinterhof geführt und wir sieben gingen in den Metzgerladen hinein. Der Verkaufspreis betrug 1400 Peseten. Da der Metzger nur 150 Peseten in der Kasse hatte (es war früh am Morgen), teilten wir diese unter uns und beschlossen, den Rest am Abend zu holen.

Wie wir aber am Abend ankamen, hieß es, das Geld sei schon abgeholt. Es war ein polnischer Kollege, der uns diesen Streich spielte und nachher den Blinden nahm.

Am andern Tag schwirrten wir mit sieben Eseln ab. Während der ganzen Expedition war ein Gelächter. Da einige von uns in Milizuniform waren, benützten wir statt der Strasse frech das Trottoir. Auch der Onkel lief hintendrein, weil ihn die Sache interessierte. Er hatte es nicht nötig, aktiv mitzumachen, denn er ist direkt geschwommen im Geld. Jeden Tag erhielt er irgendwoher 1000 Peseten.

Wir waren in so guter Stimmung, dass wir beschlossen, am Abend ein grosses Gelage mit Weibern abzuhalten. Der



Walter Sautter

Bleistiftzeichnung

Kommandant, der natürlich über die Geschichte orientiert war, wurde auch eingeladen und stellte seine beiden Autos zur Verfügung, und so fuhren wir ins feudalste Restaurant der Stadt, ins Astoria. Das war angefüllt von grossen Tieren, von hohen Offizieren und Russen mit Sternen und grossen Bändern, die sich hier in Weibergesellschaft amüsierten.

Wie wir dem Kommandanten in angeheitertem Zustand erzählten, wir würden am nächsten Tag den ganzen Stall ausräumen, lachte er und sagte:

« Morgen ist es nicht möglich, morgen findet eine Ansprache statt, aber übermorgen. »

Am andern Tag machte ich mit meinem Kuli Franz einen kleinen Privatkrampf. Der Rosshändler hatte uns gesagt, dass er vierräderige Wagen, wie sie im Kasernenhof herumstanden, brauchen könnte. Ich teilte ihm mit, ich werde zwei dieser Wagen vor die Kaserne stellen. Am andern Tag suchten wir zwei der schönsten Wagen aus. Ich ging an die Deichsel und der Franz stiess hinten. Etwa hundert Meter von der Kaserne weg wartete der Rosshändler mit zwei

Pferden, die er einspannte. Jetzt begann das Markten. Der Rosshändler bot 400 Peseten.

Ich: « Für einen oder für beide? »

Er: « Selbstverständlich für beide. »

Ich: « Bandit! »

Er: « Ihr habt ja eine Menge Wagen. »

Er legte mir 200 Peseten in die Hand, und ich verschwand.

Nachher kam der Franz an die Reihe. Bevor er verduften konnte, kam der Knecht aus der Kaserne herausgelaufen, machte einen Mordsspektakel und riss ihm die 200 Peseten aus der Hand.

Der Franz fing an zu schlattern und rannte mir nach. Er wollte nicht mehr in die Kaserne zurück, sondern stöhnte immer: « Jetzt ist der Zapfen doch ab! »

« Sei ruhig », sagte ich, « ich rede schon mit dem Knecht. »

Wie wir in die Kaserne zurückkamen, winkte uns der Knecht tatsächlich freundlich zu und sagte: « Für einen solchen Handel müsst ihr früher aufstehen. » Er erzählte uns, dass jeden Tag fünfzig Wagen ankamen, die von der Militärverwaltung angekauft wurden. Jeden Tag wurden diese fünfzig Wagen von ihm und seinen Gesellen an die Pferdehändler verkauft und am andern Tag von der Militärverwaltung wieder zurückgekauft.

« Zähle einmal die Maulesel im Hof », plagierte er lachend in seinem Rausch, « es sind zweihundert, eigentlich müssten es zweitausend sein, da jeden Tag hundert abgeliefert werden. Es kommen aber immer wieder die gleichen am Abend zurück, die am Morgen von den Soldaten an die Pferdehändler verkauft werden. »

So ist in der ganzen Kaserne Schmutz gemacht worden. Jeden Tag sind von den einquartierten Milizen Wolldecken, Matratzen und anderes Bettzeug verkauft worden. Am Abend verkauften die gleichen Händler das gleiche Material wie-

der der Militärverwaltung. Ich habe gesehen, wie Milizsoldaten etwa siebzig Betten auf Fuhrwerke aufluden und abführten.

Beinahe an der Front

Die Situation wurde aber immer brenzlicher. Jeden Tag wurden Leute erschossen, deren Ausweisschriften nicht in Ordnung waren. Wir meldeten uns deshalb im Anarchistenbureau der F.A.I. Dort wurden wir von einem deutschen Herrn mit Hornbrille empfangen. Auch er fragte uns, wieso wir keinen Stempel von der Lausanner Einreisezentrale hätten. Unserem Märchen schien er nicht recht Glauben zu schenken. Er meinte, entweder müssten wir an die Front oder dann eine Stelle annehmen. Letzteres wagten wir nicht abzuschlagen. Da in meinem Pass als Beruf « Maschinist » steht, wurde ich zum Lokomotivführer bestimmt. Die Arbeitsstelle lag in der Richtung nach Saragossa, 20 Kilometer hinter der Front. Unterwegs hörten wir von Urlaubern allerlei über die Beschaffenheit der Front, vor allem, dass sie nicht eine geschlossene Linie wie die Westfront im Weltkrieg bilde, sondern dass es darin viele Lücken gäbe, Wälder, gebirgige Gegenden, wo auf beiden Seiten keine Soldaten seien.

« Du », sagte ich zum Franz, « das ist günstig, da können wir eventuell zum Franco abschwirren! »

Wir hatten Auftrag, uns an der Endstation beim Bahnhofsvorstand zu melden. Statt dessen setzten wir uns in eines der Frontautos, um einmal aus der Nähe zu sehen, was da eigentlich gespielt werde. Auf diesen Camions, die an die Kampfelinie fuhren, war die Stimmung gar nicht fröhlich, obschon den Soldaten in jedem Auto drei bis vier grosse Korbflaschen Wein à 25 Liter zur Verfügung standen.

An der Endstation war ein bäumiger Autopark und ein grosser Artilleriepark. Jedes Haus trug eine grosse Aufschrift

auf einem Lumpen, ungefähr so, wie in Zürich das Motto « In Zürich wird selten gehupt, dafür vorsichtig gefahren », darauf waren die Bureaux der verschiedenen Brigadestäbe angegeben. Es wimmelte nur so von Beizen mit original-spanischer Musik. Wir besuchten dort einige Wirtschaften, in denen ein Betrieb war, wie ich ihn noch nie gesehen habe, ein richtiger Festbetrieb wie im Albisgütli, nur viel lärmender. In allen Wirtschaften wimmelte es von Weibern, und was sich da für Szenen abspielten, war allerhand. Wir brachten 24 Stunden in diesem Treiben zu und vergnügten uns mit Trinken und Schneckenessen. So hatten wir Gelegenheit, einen Teil unseres im Mauleselhandel erworbenen Geldes los zu werden.

Am andern Tag fuhren wir zurück. Am Bahnhof gaben wir unsere Fackel im Anarchistenbureau ab, wo ein mit Revolvern à la Tom Mix gespickter Spanier an einem Pult sass.

Man führte uns in den Lokomotivschuppen und erklärte uns auf Französisch, unsere Aufgabe bestehe darin, einen sogenannten Ausfallzug zu führen. Diese Züge fahren, wenn es neblig ist, ein bis zwei Kilometer über die Front hinaus, laden dort 500 bis 1000 Soldaten ab, die unter den Francotruppen eine Überraschungskonfusion anrichten. Dann geht es wieder zurück.

Ich erklärte den Spaniern, ich wolle die Sache annehmen, wenn die Lokomotive bei der Ausfahrt zuhinterst gespannt werde. Darauf wollte sich der Anarchist jedoch nicht einlassen.

Ende schlecht, alles schlecht

Während der Franz und ich nun in einer Wirtschaft besprachen, was wir weiter tun sollten, hörten wir, wie uns jemand zurief: « Mensch, hau ab! »

Es war ein deutscher Kollege aus Barcelona, der uns mitteilte, im Anar-

chistenbureau sei ein Haftbefehl gegen uns vorgewiesen worden.

Ich erschrak wie noch nie.

Der Franz machte mir die grössten Vorwürfe: « Jetzt ist der Zapfen doch ab! » räsonnierte er.

Dann aber entwickelte er plötzlich eine Kurage, die ich ihm nie zugetraut hätte. Zufällig stand ein Taxi in der Strasse. Er ging auf den Chauffeur zu, zog die Karte, die wir vom Wiener Onkel bekommen hatten, und sagte befehlend: « Zum Bahnhof! »

Auf der ganzen Strecke von Neu-Saragossa bis zum Bahnhof sprachen wir kein Wort. Am Bahnhof angekommen, zogen wir unsere Karten und gaben dem Chauffeur 15 Peseten Trinkgeld.

Möglichst unauffällig stiegen wir in den Zug. Wie die Billettkontrolleure in den Waggon kamen, fürchteten wir schon, sie wollten uns verhaften. Sie waren aber wider Erwarten sehr höflich, als wir unsere Karten zeigten.

In Barcelona stiegen wir sofort dem Wiener Onkel auf die Bude, den wir im Bett trafen. Wir teilten ihm mit, wir hätten die Absicht, möglichst schnell zu verduften und frugen ihn, ob er mitkomme. Der Onkel wollte schon, er hätte aber, sagte er, gerade eine bämige Sache in Butter, es daure höchstens zwei bis drei Tage, dann werde er als Einkäufer nach Brüssel geschickt.

Er gab uns 1000 Peseten und wünschte uns gute Reise.

In einem Warenhaus statteten wir uns von Kopf bis Fuss frisch aus, dann holten wir auf dem Schweizer Konsulat das Ausreisevisum.

Nachmittags 4 Uhr fuhr unser Schiff, ein französischer Dampfer. Am Zoll wurde uns der Rest unseres « Ersparnen », 320 Peseten, abgenommen.

Am Weihnachtstag kamen wir in Zürich an.